

KULTURTHEORIE UND MÜLLMETAPHER. ESSAY ZUR KRITIK DER SIMULATION

SEBASTIAN JÜNGER

1. DEPONIE 1: THEORIEMÜLL

Sich aus kulturwissenschaftlicher Sicht mit Müll zu beschäftigen führt unweigerlich in die Theoriefalle. Beruhigend nur, dass auch jede andere Sicht dort hineintappen muss. Was allerdings an dieser Behauptung verwundert, ist, dass ausgerechnet ein so ur-praktisches (weil handlungsbestimmendes) Phänomen so theoriefällig sein sollte. Und was die Behauptung nicht sagt, ist, wozu denn gerade eine kulturwissenschaftliche Sicht auf Müll gut sein soll. Die Gründe für das Behauptete wie das Verschwiegene finden sich aber eben auf dieser praktischen und folglich handlungsphänomenalen Ebene einer „kulturellen“ Praxis, präziser: „aller“ kulturellen Praxen. Der Müll in seiner ganzen Mannigfaltigkeit taucht immer nur da auf, wo eine Praxis stattfindet, die diesen Müll hervorbringt. Müll gerät immer erst ins Blickfeld, nachdem eine solche Praxis stattgefunden hat und ist folglich nur als Resultat einer insofern abgeschlossenen und vergangenen Praxis überhaupt wahrnehmbar. Und solche Praxen reichen „in actu“ vom Verbrennen fossiler Energieträger bis zum Giftmüll, vom Aschenbecher bis zum Altpapier. Es ist festzuhalten, dass generell da, wo Menschen handeln, eine Form von Müll entsteht. Der Müll ist ubiquitär. Er ist mittlerweile unübersehbar und das nicht zuletzt auf Grund seiner dauerhaften Präsenz im privaten wie im öffentlichen Raum. In allen unseren ausdifferenzierten Wahrnehmungsbereichen haben wir es mit Müll zu tun. Und es hilft wenig, bereits hier den Fallentstellern zu erliegen, und sich auf die abstrakte Gemeinsamkeit lebender Systeme zurückzuziehen, die eben irgendwie das Kunststück fertigbringen, interne Neg-Entropie (Ordnung, Unwahrscheinlichkeit) aufzubauen und Entropie (Unordnung, Wahrscheinlichkeit) zu exportieren. Auch Pointierungen der Art, dass letztlich der Müll das Resultat seiner Wahrnehmungen ist, helfen nicht weit. Es muss uns im Gegenteil darum ge-

hen, genau auf der Ebene tagtäglicher Handlungsreichweiten zu verbleiben und das heißt in Bezug auf bereits sichtbaren Müll, dass wir uns mit bereits abgeschlossenen Handlungen und kulturellen Praxen beschäftigen müssen. Die Verpackung des Schokoriegels ist erst Müll, nachdem ich sie aufgerissen/deformiert/zerstört und ihrer Funktion durch Verbrauchen des von ihr Verpackten beraubt habe. Und sie wird da zu Müll, wo ich sie wegwerfe. Und sie wird erst dann zu Müll, wenn ich Sie wegwerfe. Befindet sich beispielsweise noch ein Rest in der Verpackung, ist sie noch kein Müll. Und dieser Zeitpunkt ist in gewissem Grad frei wählbar und gestaltbar und zwar innerhalb der Grenzen von Giftigkeit und Mindesthaltbarkeit. Man muss also kein ausgezeichneter Relativist sein, um zu bestätigen, dass, was als Müll gilt, jeweils neu und unterschiedlich festgelegt wird und zwar performativ dadurch, dass effektiv etwas weggeworfen wird, zu Müll gemacht wird. Und das hat der Müll bereits vor jeder Theorie bewirkt, indem er durch seine räumliche Präsenz und Persistenz eine bestimmte Form von Geschichtlichkeit entwickelt, ja erzwungen hat. Müll ist ja nur da solcher, wo wir schon als Müll mit ihm umgehen, ihn bereits produziert haben.

Die Verbindung, die die Kulturwissenschaft zum Müll hat, geht aber weit über diese historisch-pragmatische Dimension hinaus. Denn erstens ist gerade der Müll wie kein zweiter Phänomenbereich mit Wert-Fragen behaftet – ob es sich um Fragen des Entwertens, Verwertens, Wiederverwertens oder ganz allgemein des Bewertens handelt.

Zweitens ist es die „Problematik“ des Mülls, die letztlich auch zu verschiedenen wissenschaftlichen Beschäftigungen geführt hat – und hier reicht ein grundlegendes Verständnis von Wissenschaft als gesellschaftlich funktional ausdifferenziertem Problemlösungszusammenhang (vgl. Schmidt/Zurstiege 2000, Krohn/Küppers 1989) bereits zum Nachvollzug aus. Wo immer Müll in den Blick gerät, ist er problematisch. Müll ist das, was noch da ist, obwohl es schon verschwunden sein sollte und schlimmer noch: Müll ist mittlerweile das, was schon wieder da ist, obwohl es bereits verschwunden war. Und da diese Problematik in erster Linie ein quantitativer und damit ein Effekt des Massenhaften ist, führt kein Weg an der Thematisierung „kollektiver Handlungspraxen“ – müllproduzierend wie müllreflektierend – vorbei.

Drittens ist das, was, grob gesagt, den Kulturwissenschaftler mit dem investigativen Journalisten, dem Paparazzo und dem Archäologen verbindet, die *semiotische* Dimension des Mülls. Dabei kommen gleichermaßen die materiellen Eigenschaften von Weggeworfenem zum tragen wie dessen immaterielle Charakteristika, vereint in der überdauernden Verbindung zwischen Behandeltem und Handeln. Knochen, Scherben, Münzen, Fernseher auf dem Sperrmüll, vergilbte Dokumente im Altpapier wie auch Urinproben und Fingerabdrücke erhalten als Entwertetes ihren diagnostischen Wert, indem Information aus Deformation gewonnen wird und das heißt, indem materiell Dekontextualisiertes und Entdif-

ferenziertes semantisch rekontextualisiert und differenziert wird. Wie eng dabei historische Materialität und aktuell mediale Bezugnahme verknüpft sind, wie sehr die räumlichen mit den zeitlichen Aspekten des Mülls verflochten sind, zeigt sich plakativ an der Problematik der „Entsorgung“ von radioaktivem Müll (vgl. zu diesem Beispiel Grassmuck/Unverzagt 1991). Konkret lehren uns hier Archäologie und Spurensicherung, dass die Orte des Verschwindens immer nur ein Verschwinden auf Zeit garantieren, und der Kulturrelativismus hat gezeigt, dass beim Wiederauftauchen des Verschwundenen unser gegenwärtig verfügbares Erkenntnisinstrument darüber entscheidet, womit wir es zu tun haben. Im Falle des radioaktiven Mülls ist nun die raumzeitliche Dynamik des Verschwundenen möglicherweise entscheidend für das Überleben nachfolgender Generationen – und im Hinblick auf die Halbwertszeiten radioaktiver Materialien übersteigt diese Nachfolge den zeitlichen Horizont der uns bekannten Kulturgeschichte bereits um einiges.

Zur Lösung dieses Problems die Semiotik zu beanspruchen, ist zwar naheliegend, aber ebenso illusorisch wie heuchlerisch. Denn zum einen ist spätestens seit de Saussure und Wittgenstein klar, dass die Verbindungen zwischen *Signifiants* und *Signifiés* eher konventionell als substantiell sind. Das wiederum bedeutet zum anderen – und soweit waren die beteiligten Semiotiker in ihren Antwortversuchen auch gekommen –, dass die zeitüberdauernde Sicherung solcher Verbindungen am besten durch die zeitüberdauernde Sicherung der sie erzeugenden und stabilisierenden kulturell-kommunikativen Praxen zu gewährleisten sei. Die bekannten Kandidaten aus Medienevolution und Memetik heißen Mythos und Legende, Überlieferung und Tradition.

Damit sind wir viertens mittendrin in der „kritischen“ Verbindung, die die Kulturwissenschaft zum Müll hegt. Der Müll verpflichtet uns, und wir verpflichten andere auf unseren Müll. Und das Heuchlerische in der professionalisierten und institutionalisierten Organisation des Verschwindens ist eben die Negation der Verpflichtung und damit die Negation von Verantwortung. Neuerdings zwingt man bestimmte Hersteller dazu, verbrauchte und entwertete Produkte zurückzunehmen und wiederzuverwerten. In Diskursen zur ökologischen Gewissensberuhigung heißt das dann Fortschritt durch Kreislaufwirtschaft. Was dabei allerdings verdeckt bleibt, ist die stillschweigende Ideologie einer produktionsorientierten Moderne, die sich innerhalb einer linearen Teleologie von Effizienzoptimierung und der Erhöhung von Wirkungsgraden beschreibt. Sollten wir nun die kulturwissenschaftliche Kompetenz einer kritischen Müllbeschäftigung ernst nehmen, muss es uns zunächst um die Herausstellung einer bestimmten Gemeinsamkeit in den verschiedensten kulturellen Praxen der Müllentstehung und -verarbeitung gehen. Das heißt, wir müssen in der Lage sein, mit einer einheitlichen Beschreibung in den unterschiedlichsten Phänomenbereichen zu beobachten, wie Menschen Müll produzieren und wie sie mit ihm umgehen, und wir sollten eine Er-

klärung vorschlagen, warum sie das tun. Die kritische Kompetenz einer kulturwissenschaftlichen Beschäftigung muss dann sein, diese kollektive Praxis in ihrer Erklärung als die schlechtere Wahl zu charakterisieren. Das bedeutet, dass wir auf Grund empirisch-historischer Konsequenzen und empirisch-innovatorischer Alternativen bestimmte Handlungen und Handlungszusammenhänge als schädlich erkennen und sie folglich auf den Müll werfen, und das hieß und heißt noch immer: zum Verschwinden bringen.

Der Fahrplan, der sich aus den vier Verbindungen ergibt, soll in folgender These zusammengefasst werden: *Die schädlichste Möglichkeit, mit Müll umzugehen, ist das kollektiv bedingte und individuell gelebte Selbstverständnis digitaler Ignoranz – ein „Signifikanz-Faschismus“, dessen Paradigma das Recycling ist, seine Ikonen Turbolader, Prävention und Zins, sein Modus die Simulation.* Um Missverständnissen vorzubeugen: Die totalitären Tendenzen der gegenwärtigen Kultur, die sich über eine spezifische Symptomatik des Mülls erschließen können, sind auf einer ebenso grundlegend technisch/semiotisch medialen Ebene angesiedelt wie auch auf einer performativ-politischen Ebene. Jenseits unterstellbarer Polemik verweist die These also vor allem auf die latenten und verdeckten (medialen) Operationsprinzipien der digital-ökonomischen Kultur, die jegliche Subjektivität bereits vor ihrer möglichen ideologischen Überhöhung in einem dichten Geflecht aus rückgekoppelten Notwendigkeiten formatiert haben.

Eine solche kritische oder kritizistische Auffassung wäre aber recht naiv, wenn sie in der Meinung verharrte, mit einer gewissen provokativen Akzentuierung der historisch-kulturellen Situation schon alles Nötige getan zu haben. Aber gerade der Versuch eines Hinausgehens über die kritische Attitüde ist beim Thema Müll der sicherste Weg in die Theorie(-falle). In die Theorie, weil eine Kritik kultureller Müllpraxen immer auch als Selbstkritik aus der Reflexion eigener Müllpraxen zu entwickeln ist. Und in deren Falle, weil die disziplinierte Begriffsarbeit der Theorie sich letztlich als Praxis ausbuchstabieren muss, in deren Rücken sich durch die (abstraktive) Beschäftigung mit Müll neuer (abstraktiver) Müll ansammelt.

Nun gibt der derzeitige Theoriebestand kulturwissenschaftlichen Forschens nicht gerade Anlass zur Freude, und das hat einen guten und einen schlechten Grund. Der gute Grund ist, dass ein Großteil der gegenwärtigen Theoriearbeit das vorläufige Resultat der gedanklich-begrifflichen Durchdringung einer spezifisch historisch-kulturellen Verfasstheit darstellt, die inzwischen durch anders- und neuartige Wirkungszusammenhänge überlagert und dadurch selbst grundlegend verändert wird. Der geistesgeschichtliche Vorgang, der sich seit geraumer Zeit vollzieht, lässt sich momentan am besten durch die Konzepte einer reflexiven und flüchtigen Moderne in den Versionen von Beck, Giddens und Bauman fassen. Aus einer solchen Perspektive ist es den traditionalistischen Theorien

und Theoretikern nicht vorzuwerfen, dass sie keine adäquaten Denkfiguren zur Verfügung stellen, mit denen die reflexiv-moderne Paradoxie der radikalen und dynamischen Vermassung der Individualisierung in ihren ebenso globalen wie intimen Praxen durchdrungen werden könnten. Sie hatten und haben gute weil historische Gründe für die Formen und Figuren, in denen Verständnis, Erklärung und Kritik kultureller Praxen artikuliert werden (können). Der schlechte Grund aber ist, dass eine müllsensible selbstkritische Inventur der Theoriepraxis eben auf jene Art von reaktionärer Mode trifft, die die Postmoderne aus der Moderne liest und sich damit in eine Phantomwelt rettet, die dem „Signifikanz-Faschismus“ optimalen Nährboden bietet. Das heißt konkret, dass auf spezifischen Problem-Lösungs-Zusammenhängen insistiert und daraus die Erwartbarkeit von Verstehensoptionen für neu- oder andersartige Problem-Lösungs-Zusammenhänge generiert wird und ist aktuell an der Fachdiskussion zum Status der Medienphilosophie nachzuvollziehen (vgl. Munker/Roesler/Sandbothe 2003).

Für kulturwissenschaftliche Theorie und in Bezug auf den Müll bedeutet das, dass es nicht reicht, Müllprobleme und Lösungen einzig auf der Analyseebene ihrer individuell realisierten und sozial effektiven Praxis zu reflektieren, auch wenn die Phänomenalität aller Kultur sich immer hier aktualisiert. Auch ist es nicht genug, die Problem-Lösungs-Perspektive des Systemparadigmas hinzuzufügen und beispielsweise die Eigendynamik von funktional ausdifferenzierten Müllentstehungs-, Entsorgungs- und Verwertungszusammenhängen als Zusatzgenerator für Verstehensoptionen zu nutzen. Vielmehr ist es gerade die historische Konfliktgeschichte dieser beiden großen Sozialoptiken, die die neu- und andersartige Theorie dazu befähigt, die Pattsituation expandierender Kontingenz als kreatives Operationsprinzip zu nutzen und die empirischen Verarbeitungsalternativen eben solcher Kontingenz auf die reflexiven Strategien hin zu untersuchen, die die Kopplung je individueller Handlungspraxen an systemisch-kollektive Konsequenzen organisiert. Eine bioptische Theorie sieht beispielsweise die Simulation als notwendige Bearbeitung audiovisueller Kontingenz am Werk, wenn Deutschland seine Stars und Superstars sucht. Sie sieht ein voll integriertes multimediales Systemkonglomerat, das in seiner Bereitstellung pseudodemokratischer und partizipatorischer Elemente zwar effektiv die Integration massenhafter Begehrlichkeiten und Selektivitäten organisiert und somit soziokulturelle Kontingenz handhabbarer macht (es gibt mehrere, aber es kann nur einen geben); auf der anderen Seite aber ist die Sichtbarkeit der empirischen Verarbeitung solcher Kontingenzsettings beschränkt auf die Möglichkeiten, die das multimediale Design eingeplant hat. Nachdem also die zweite Aufklärung die Medien für sich selbst transparent gemacht hat, muss die Faktizität mediatisierter Wirklichkeit immer mindestens über eine intermediale Referenzierung authentifiziert werden. Die Reflexivität als Konsequenz der Differenzierung hat es un-

möglich gemacht, die Quelle als ausschließlichen und ausreichenden Authentizitätsgaranten zu akzeptieren. Die Semantik des Stars heißt das, ist zwar auch in Zeiten der Aufmerksamkeitsökonomie eine von Fantum, Hysterie, Hype und Image; nach wie vor bedarf es der Emotionalisierung und Polarisierung von Realkörpern, die durch ihre geballte Forderung nach Nähe die Distanz des Stars erzeugen. Die Mechanik seiner Konstruktion aber hat durch die Bindung an Casting, Voting und vorformatierte Erwartungsstandards (und somit als Zähmung des Genies) von der Betonung des Talents und des Charismas auf die Kalkulation von Verwertungschancen umgestellt. Und die sind umso höher, je größer das Entwertungsrisiko einerseits und die Bereitschaft zur Unterwerfung unter Juroren und Telefonstatistiken andererseits ist. Dabei ist die Medienmechanik zunehmender Selbstreferenz paradoxer Weise sowohl für die Entwertung ihrer eigenen Medienkörper zuständig wie auch für deren Wiederverwertung. Die zweite Staffel degradiert die erste notwendigerweise, der Sieger seine ausgeschiedenen und abgewählten Konkurrenten, Rehabilitationsmöglichkeiten für gescheiterte oder veraltete Medienkörper zur Fortführung der Karriere bieten sich aber ebenso systemimmanent (in Dschungeln, auf Burgen oder auf 9live) an.

Das Recycling im Allgemeinen und das gegenwärtige Recyceln des Recycling im Besonderen zeigen die Art von Problemkonstellation auf, die von einer zeitgemäßen Theorie durchdrungen werden wollen. Und dann gilt beispielsweise, dass der Müll erst da entsteht, wo er produziert worden ist, dass er dann entsteht, wenn er einen spezifischen Eigenwert erreicht hat – die Entdifferenzierung des Mülls ist erst unter bestimmten quantitativen Bedingungen erreicht, meist, wenn die Tonne voll ist – und dass er dann verschwindet, wenn eine professionalisierte und institutionalisierte Praxis ihn entsorgt; selbstverständlich zu dem Preis, dass mit der systemischen Überantwortung des Mülls ein Vertrauen auf sein tatsächliches Verschwinden verbunden werden muss, dass nur allzu oft enttäuscht oder pervertiert wird. Das Recycling als Strategie der kollektiven Wiedereinführung nicht verschwundenen Mülls muss deswegen gleichermaßen als Erlösung wie als Provokation beschrieben werden. In seiner ästhetischen Praxis verarbeitet das Recycling diese Paradoxie produktiv als Kompostierung, in seiner ökonomischen Praxis destruktiv als Wertschöpfungskette mit Restmüll.

Das Recycling als individuelle wie kollektive Müllverarbeitungsstrategie verlangt also nach einer zeitgemäßen Theorie, die mit operativen Paradoxien gewinnbringend umgehen kann und die darüber hinaus das Recyceln selbst beherrscht, um der Müllmetaphorik im gesamtulturellen Kontext nachspüren zu können. Denn es ist klar, dass auch aus kulturwissenschaftlicher Perspektive der materiellen Seite des Mülls als Problemmonopol der Industriegesellschaft von der immateriellen Seite als Effekt der IuK-Gesellschaft inzwischen der Rang abgelaufen wird. Die Entdinglichung und Mediatisierung der Kultur hat zu neuen, aggressiven

und virulenten Müllformationen geführt, auf die E-Mail-Spam und Elektrosmog nur ein milder Vorgeschmack sind. Zugemüllt werden wir auf allen Kanälen, die Perfektionierung der Adressierbarkeit verpflichtet uns in noch nie da gewesenem Maße auf fremden Müll. Der Effekt aber, der durch die Digitalisierung bedingt jenseits aller Materialitätsdiskussionen über dem Müll operiert und gerade deswegen nur im metaphorischen Raum nachzuzeichnen ist, ist ein zutiefst semiotischer. Und den bekommt die Kulturwissenschaft (und ihre Theorie) erst seit ihrer dekonstruktivistischen oder konstruktivistischen, jedenfalls gleichermaßen selbstbezüglichen Wendung in den Blick.

2. DEPONIE 2: BEOBACHTERMÜLL

Am einfachsten lässt sich dieser Effekt an der Beseitigung von Beobachterabfällen veranschaulichen. Das Beobachten als theoriemediale Grundoperation des unterscheidenden Bezeichnens sorgte bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts vor allem in den formalistischen und technomorphen Diskursen des Systemparadigmas für die kontinuierliche und verzweifelte Aufrechterhaltung einer Identitätsfixierung, die als Kind der Moderne die Theoriearbeit auf die Thematisierung von Limitation und Legitimation, von Totalität und Finalität verpflichtete – affirmativ oder kritisch. Mit dem impliziten Pathos des Universellen kämpften Generationen von Denkern für oder gegen eine Metaphysik, für oder gegen Realismus, Dualismus und Rationalismus. Die Archive wurden und werden mit den jeweiligen Endgültigkeiten gefüllt. Dann aber tauchte eine Art Entlarvungsbewegung auf, von der nicht mehr gesagt werden konnte, dass es sie so oder anders eigentlich schon immer gegeben habe, weil sie eben dieses Argument von seinen Grundfesten aufzulösen begann – und mit ihr auch das Interesse für historistische Wiedererkennungsbestrebungen. Dazu kann das Ende der *grands récits* ebenso gezählt werden wie die Herausstellung von Ethno-, Logo- und Phonozentrismus, der feministische Diskurs und die Psychoanalyse ebenso wie der *linguistic turn*. Worum es bei diesem Sondermüll geht? Wir erklären uns das momentan so, dass die Entwicklung der *conditio humana* und mit ihr der *conditio socialis* während eines erdgeschichtlichen Lidschlages zu Kommunikations- und Beobachtungsmöglichkeiten geführt hat, deren Konsequenzen im Handeln und Denken sich soweit von eben diesem Denken und Handeln entfernt haben, dass Resignation und Apathie unter Aus- oder Einklammerung des emotionalen Konnexes latent und dominant werden – mancherorts heißt das auch: allgegenwärtige Kontingenzerfahrung.

Die „Signifikanz-Faschisten“ – und das sind die, die das Postmoderne am Postmodernen nicht verstehen – versuchen nun, die entontologisierende Konsequenz des *anything goes* durch ein zynisches „nichts ist verboten – nach mir die Sintflut“ als essentielle Notwendigkeit eines

Zeitgeistes zu behaupten und folglich in immer noch moderner Haltung dann eben die ubiquitäre Kontingenz nicht-kontingent zu setzen. Es lassen sich aber auch andere Schlüsse aus der *condition postmoderne* ziehen, und es gilt zu behaupten, dass sich solche Schlüsse für die Kulturwissenschaft wie für die kulturelle Praxis gleichermaßen lohnen.

Das heißt zunächst und insbesondere für das Beobachten, dass man sich mit verschiedenen Unwägbarkeiten anfreunden muss:

1. Kulturelle Praxis ist zwar in ihrer Beobachtung bereits ausgeführt, in ihrer Ausführung aber nicht beobachtbar. Der operative/prozessuale/aktuelle Aspekt von Kultur ist folglich nicht zu verwechseln mit der erkennenden/abstraktiven/begrifflichen Bezugnahme auf Kultur und kulturelle Praxis. Allerdings verbindet die beiden die merkwürdige Gleichzeitigkeit von Abhängigkeit und Unabhängigkeit. Das Tun ist mit dem Beobachten insofern verwandt, als auch das Beobachten ein Tun ist. Mit einer Cola und Popcorn einen Film zu sehen, ist aber nicht, zu sagen, was es heißt, mit einer Cola und Popcorn einen Film zu sehen. Man kann nämlich darüber reden, was es heißt, ohne je einen Film mit Popcorn und Cola gesehen zu haben. Viel schlimmer ist aber, dass man einen Film mit Cola und Popcorn sehen kann, ohne jemals zu sagen, was es heißt. Interessant ist nun, dass diese Zweideutigkeit des Beobachtens als ein Tun – das Sich-selbst-Finden des Beobachtens im Tun, des Über-Kino-Redens im Reden – eine implizite Regentschaft eingebaut hat, gegen die sich die Grammatologie methodisch zu wenden versuchte. Und zwar beispielsweise mit dem gewagten Manöver, in Sprache, Schrift und Text deren Verhältnis sprachlich, schriftlich und textlich zu entsprachlichen, entschriftlichen, enttextlichen. Das hat bekanntermaßen zu den Marken *diffère(a)nce*, Spur und Dekonstruktion geführt und zu erhöhten Rezeptions- und Verständnisschwierigkeiten. Diese Regentschaft nun, die natürlich eine mediale und dispositivische ist, wird im dekonstruktivistischen Verfahren denkbar und anschaulich als Spur, die, weil sie in einer Richtung verläuft, das „wohin sie führt“ aus dem „woher sie kommt“ erfasst und trotzdem behauptet, dass sie dahin führt, woher sie kommt. Diese Regentschaft ist eine der Präsenz und damit der Gegenwart über die Vergangenheit und die Zukunft, die sich im Unterscheiden von beiden leugnet und feiert. Sie ist eine Regentschaft der Bewegung und der Geschwindigkeit, die den blinden Fleck in der Beobachtertheorie als metaphorische Sündenbock-Struktur missverstanden hat und in seinem Rücken das Beobachten als anatomisch determinierte Operation, als Herstellen einer Relation zwischen diskreten Elementen ausgewiesen hat.

Die Spur nun wehrt sich wie die Konkurrenzmarken Konstruktivität und Reflexivität gegen den *neglect* des Prozessualen und meint, dass die Konfiguration der Unvollständigkeit einer Beobachtung nicht durch eine weitere Position aufzufüllen ist – ja gerade durch Positionalismus entsteht. Im Gegenteil: Die Unvollständigkeit wird im Aufschub (*différan-*

ce) zum zentralen Charakteristikum differenztheoretischen Denkens, die Bewegung kommt zur Geltung, als die Art, auf die das Distinkte durch seine Distanzierung entsteht und immer im Entstehen ist. Das Fatale und Techno-Imperialistische der Beobachtung ist, dass sie gar nicht anders kann, als die Bewegung im Moment ihres eigenen Auftretens zu vernichten – sie mit und in einer Unterscheidung und Bezeichnung still gestellt zu haben. Wie oben aber bereits betont, ist diese Fatalität weniger als krimineller/repressiver Akt zu verstehen, sondern als formale Konsequenz mediatisierter Erkenntnis. Kritisch und kreativ gewendet ergibt sich daraus nun die Möglichkeit, im Eingeständnis der Gegenwärtigkeit diese Regentschaft zu gestalten, der Spur zu folgen, der Unvollständigkeit und dem Abwesenden nachzuspüren, ohne dabei die Syntax der Suche durch das eventuell zu findende zu totalisieren (und umgekehrt). Wenn man sich über ein Filmerlebnis unterhält, besteht die Freiheit der Situation nicht auf Seiten des Filmerlebnisses, sondern in der Art und Weise der Unterhaltung. Die ist zwar zu verschiedenen Anteilen durch das Filmerlebnis und das Reden darüber bestimmt, aber in der Auswahl dessen, was man sagen und wie man es sagen kann, ermöglicht sie Unbestimmtheit und Unwägbarkeit, die man gerne unter die Variablen Kontext und Situation subsumiert und für das Entstehen von Kontingenz verantwortlich macht. Das Beobachten ist als kulturelle Praxis also verstrickt in, vermittelt durch andere kulturelle Praxen sowie rückgekoppelt mit ihnen. Es muss von seiner Konfiguration her empirischer gedacht werden und sich vom Nimbus der sterilen segmentarischen Operation befreien. Es müsste sich, mit anderen Worten, endlich als Medium begreifen und damit seine Bedingtheit, seine intermedialen Bezüge erkunden und ausschöpfen, es müsste sich als Handlung und Praxis begreifen und endlich den Müll angehen, den es produziert: die Kontingenz und Redundanz des Möglichen im Schatten der in der Form konturierten Aktualität.

2. Die Empirizität des Beobachtens gegenüber dem von ihm Beobachteten darf nun nicht überbetont werden. Denn die wesentlich schwerwiegendere Unwägbarkeit in Sachen Kulturwissenschaft und/als kulturelle Praxis liegt auf der Ebene des „Verhältnisses zwischen Beobachten und Tun“. Diese Ebene ist noch wesentlich abstrakter als die der Prozessualisierung von Beobachtung aber nichts desto weniger von enormer Bedeutung für die zeitgemäße Analyse und Gestaltung kultureller Aktivität. Die Abstraktheit des Verhältnisses kommt einigermaßen gut zum Vorschein, wenn man Baudrillard gegen und mit Luhmann liest. Dann erzeugt die Beobachtung gegenüber dem Tun einen medialen Zwang, der die Einmaligkeit der aktuellen Situation durch Abstraktion zum Modell bannt. Dann ist das beobachtete Tun eine Form des Mediums Beobachtung, dessen Operationsweise es ist, das beobachtete Tun aus/in einem Tun zu beobachten und damit das beobachtete Tun als Modell für ge-

genwärtiges und zukünftiges Tun zu nehmen. Die Unwägbarkeit taucht nun in dem Moment auf, wo auf der einen Seite Autopoiesis und Selbstorganisation und auf der anderen Seite rasender Stillstand und Simulation als Beschreibungsreaktionen auf eine gegenwärtige Verfasstheit reagieren, die diese Asymmetrie zwischen Beobachtung und Tun pervertiert. Diese Unwägbarkeit ist bedingt durch die Massenmediatisierung oder durch die Generalisierung symbolischer Kommunikationsmedien. Sie ist Effekt der Ausdifferenzierung von Medien zur Modellierung des Individuellen im Massenhaften durch die Steigerung von medialer Selbstreferenz. Sie wird installiert durch den Quantensprung der Digitalisierung als Resultat der Kollektivierung von Tun als Beobachten und in der Folge der Kollektivierung von Tun als Beobachtung des Beobachtens. Die Digitalisierung ist die vollständige Abstraktion durch maximale Selbstreferenz. Das Digitale kassiert alle Medien und alle Unterschiede durch die Einrichtung eines neuen Minimalmediums, das mit nur zwei möglichen Formen maximale Redundanz erzeugt. Durch die Verlagerung der Varietät in Wandler und Interfaces beschleunigt es sein eigenes Prozessieren auf Lichtgeschwindigkeit und Echtzeit und schließt jede kulturelle Praxis an sich selbst an. Dieses Angeschlossensein bekommt aber seine Abhängigkeit vom Netz gar nicht mehr in den Blick, weil der permanente Kurzschluss des Gleichen, die Erzeugung von Kommunikation durch Kommunikation die kulturelle Praxis in ihrer Simulation resp. strukturellen Koppelung bis zur Ununterscheidbarkeit generalisiert und damit zu Müll macht. Das Beobachten als notwendiger Kunstgriff eines distanzierenden Theoretisierens implodiert im digital distanzierten Tun als isoliertem Schauspiel des fraktalen Subjekts. Die Beobachtung in der reflexiven Medienkultur kann sich nicht mehr im Rückgriff auf die Authentizität ihrer Quelle (des Beobachteten) legitimieren, sondern braucht die Beachtung auf einer medialen Bestätigungsebene, die Zurechenbarkeiten und Selektivitäten diktiert.

Sich mit diesen Unwägbarkeiten anzufreunden, heißt zunächst, die Artikulation des Digitalen in ihrer medialen Fatalität beschreibend herauszustellen, sie als zwar historisch kontingente aber aktuell unhintergehbare Konfiguration kultureller Praxis zu akzeptieren. Das heißt aber nicht zwangsläufig, dass im Modus des Digitalen die Art seiner Thematisierung bereits eingeschrieben wäre. Gerade die Thematisierung als reflexive Strategie des Operierens mit Zeichen über Zeichen erzeugt in ihrer Nichtlinearität die Form von Freiheit, die bereits oben angeklungen ist. Und so erscheint die Apotheose der Hardware im technischen Medienverbund ebenso recht als Charakterisierung wie die Apotheose der Konnektivität im globalen Medienkulturverbund. Einen Schritt weiter als die Partikularisten mit ihren Rehabilitationsansprüchen an vernachlässigte Medienkonstituenten geht hingegen die (de-)konstruktivistische Autologie-Einsicht, wenn sie versucht, in der Thematisierung des Digitalen die eigene Mediatisiertheit durch das Digitale in Rechnung zu stellen.

Dann hat man sich damit angefreundet, dass die ehemals mühevoll eingerichtete ästhetische und epistemologische Distanz sich durch abstraktiven Selbstbezug zur Unüberbrückbarkeit aufgebläht hat und die Beobachtung zum kollektiven Modell der Kulturalität nivelliert und virtualisiert hat. Makrologisch bedeutet das die Unabschließbarkeit der Moderne, deren Ende nur noch simuliert werden kann, weil sie einen Abschluss des Angeschlossen-Seins nur als Anschluss zulässt. Mikrologisch gesehen – und das ist, das Beobachten als Tun und nicht das Tun als Beobachten zu begreifen – stellen sich die Konsequenzen wesentlich zwingender und pragmatischer dar, als auf der Ebene tautologischer und paradoxer Implosion des Medialen. Denn hier geht es immer und immer noch um die Frage, was wie zu tun ist. Der Zynismus der „Signifikanz-Faschisten“ rührt von ihrer bestimmten Antwort her, die die Frage nach der Gestaltung kultureller Praxis im Lichte finaler Möglichkeitssondierung angeht und feststellen muss, dass in dieser Richtung die erhoffte Entscheidung als rationales Ergebnis sich nicht mehr einstellen will. Dies ist nun aber keineswegs die Schuld des freien Flottierens der Signifikanten oder der so genannten Beliebigkeit, denn die stellt sich eben nur auf der Ebene des Tuns als Beobachten ein, also erst in einer abstraktiven Praxis.

Daraus folgt, dass die zynische Interpretation des *anything goes* zuvorderst ein Problem der Beobachtungspraktiker (Wissenschaftler, Mediziner, Intellektuelle usw.) ist und als solches eine ignorante Attitüde sichtbar macht, die Entscheidung und Selektion immer noch um das konstitutive Moment der Unwägbarkeit kürzen will. Die implizite Sehnsucht nach Vollständigkeit, Sicherheit und Legitimation diskreditiert die kreativen und innovativen Potenziale der digitalen Kultur, die es hier in der Beschäftigung mit ihrem Müll auszuloten gilt.

3. MÜLL – MEDIUM – KULTUR – KRITIK

Der Bogen, den es für die kulturwissenschaftliche Analyse des Mülls von den semiotischen und beobachtertheoretischen Aufarbeitungen zur kulturellen Praxis zu spannen gilt, hat zwei Seiten: Auf der einen muss sich die zeitgemäße Theorie darüber im Klaren sein, dass sie als operative Praxis des (abstrahierenden, verbegrifflichenden, beschreibenden und reflektierenden) „Theorie Betreibens“ eine mediale Praxis des Lesens, des Schreibens, des Beschreibens, des Sprechens und des Besprechens von Texten ist und damit eine individuelle Praxis des disziplinierten Denkens und gezähmten Blicks (vgl. Schmidt 1998). Als so disponierte Praxis ist sie nach Baudrillard bereits vom Code der Zeichen terrorisiert: Ihre Forderungen reichen nicht über die Forderung der eigenen Modellhaftigkeit hinaus, und ihre Irritationsfähigkeit ist auf die figurativen Anschlussstellen beschränkt, die die Konzeptarchitektur auf der symbolisch-expressiv-

en Seite zulässt (andererseits ist das ja immerhin schon eine ganze Menge). So produzieren wir saubere Theorien, an die wir uns optimal selbst anschließen können und schmutzige Theorien, die optimal an anderes anschließen. Auf dieser metaphorischen Seite des Bogens ist der Müll notwendiges Resultat einer kulturellen (theoretischen) Praxis, die noch vor dem ersten geschalteten Bit den medialen Modus der Simulation bereits vervollständigt hatte, seit sie vor die Bearbeitung des Verhältnisses ihrer selbst zur Erfahrung die Bearbeitung des Verhältnisses zwischen ihrer Konzeption von sich und ihrer Konzeption von Erfahrung gestellt hat. Der Müll entsteht der Theorie dadurch, dass in ihr und zwar durch ihre Thematisierungsleistung die Praxis abstrahiert und entdifferenziert überdauert. Dieses Überdauern der Praxis als semiotischer Zombie entsteht, weil die Theorie im Modus des Verweisens auf den Vollzug von Praxis die Forderung verschweigt, durch ihren Nachvollzug die verwiesene Praxis durch die Verweisungspraxis zu reanimieren. Auf dieser Seite des Bogens produziert also die Theorie logischen Müll, auf der andern produziert sie aber auch ganz empirischen: sie überdauert nämlich selbst durch ihre praktische Anwendung – hier als Stimulus-Response-Müll im Tausenderkontaktpreis, da als Hegemonialmüll in der Interkulturalitätsdebatte und dort als Repräsentationsmüll in der Einschaltquote –, durch ihre exponentielle Reproduktion in Wiederholungen, Paraphrasen, Zitaten, Fußnoten, Neuauflagen, Sondereditionen etc., sowie durch ihre Archivierung und technologische Implementierung.

Die Müll-Metapher ist überall da sinnvoll und fruchtbar einzusetzen, wo etwas übrig bleibt, verbraucht, zerstört, benutzt und entwertet wurde, wo als einzig mögliche Bezugnahme das Vernichten und Verschwindenlassen geblieben ist, wo die unterschiedlichsten Reste einer einheitlichen und finalen Behandlung harren. Die Müll-Metapher wird da dringend gebraucht, wo die Müllbestände vergebens auf ihre abschließende Behandlung warten, weil sich die Handelnden dazu entschlossen haben, anders mit dem Material zu verfahren. Und das betrifft die Retro-Effekte in Mode, Lifestyle und Design ebenso wie Cover-, Sample-, Zitat- und Collagetechniken im künstlerischen Bereich. Das betrifft die „Undo“-Funktion von Standard-Software ebenso wie die Abermillionen Sammler von gebrauchten Dingen. Die Müll-Metapher muss Klarheit in das Verhältnis tragen, dass das ehemals Wertlose zum nun Wertvollen hat und sie kann das, weil sie selbst dieses Verhältnis in Reinform verkörpert. Die Metapher als heuristisches Sprach/Denk-„Tool“ bringt das Kunststück fertig, das an „Diesem“ Besonderen durch die Bezeichnung für „Jenes“ herauszustellen; und zwar nicht als Argument oder Kalkül, sondern als Wagnis. Die Metapher ist ein Wagnis, denn ihr Gebrauch und ihre Wirkung gründen auf der Selbstverschwiegenheit und auf der vagen Hoffnung eines verstehenden Nachvollzugs. Wie der Müll lebt die Metapher von der eigentümlichen Spannung einer Bezüglichkeit, die das Abwesende im Anwesenden erzeugt und wie die Metapher lebt der Müll davon, dass er als

Marker des Nicht-mehr-Aktuellen im Aktuellen, als gehortete Unreinheit im Reinen, als dauernde Erinnerung und Mahnung ein paradoxes Phänomen ist, dessen Anwesenheit nur als besondere Form von Abwesenheit möglich und aber doch gleichermaßen nötig ist. Denn seit Michael Thompson und Roger Fayet ist klar, welche komplementäre Liaison die Reinheit mit der Verunreinigung, der Schmutz mit der Sauberkeit und das Hygienische mit dem Exkrementellen eingeht. Der Müll hat nicht nur diagnostischen Wert für die zu Grunde liegende kulturelle Praxis, oft ist der Müll deren einzige Darstellung, ihr einziges Zeugnis, Müll ist hinsichtlich seiner generativen Praxis wertkonstitutiv.

Die Metapher verschwindet, wenn die Ambivalenz verlischt, wenn die Spannung nicht mehr verstanden wird, wenn das Jene in Diesem nicht mehr aufscheint. Das geschieht unglücklicherweise in der wissenschaftlichen heuristischen Anwendung wesentlich häufiger als in der poetischen, weil jene ihren Müll aus Originalität produziert und diese ihren Müll aus Universalität. Dagegen muss angegangen werden, denn die Metapher ist unser einziger Schild gegen die Entspannungs-Attacken der digitalen Kultur. Die Metapher ist nicht quantisiert und nicht rational – sie gibt kein Mengenverhältnis der Schwerpunktsemantiken an, sie ist nicht berechenbar und nicht explizit. Als Wagnis baut sie doppelt auf Analogie: Zum einen in ihrem produktiven Verweisen und zum anderen in ihrem antizipierenden Verstehen. Die Analyse verdirbt ihre Wirkung. Die Formalisierung versteht sie nicht. Die digitale Kultur ist ihr Feind, weil ihr erklärtes Ziel die Auslöschung der Distanz ist, in der sich die Metapher der Sprache, Schrift und Bilder eingenistet hatte. Diese Distanz ist ungefähr die, die der Rezeptionsprozess durch seinen Zeitverbrauch aufwirft. Die Metapher entsteht da, wo ein Semioseprozess in seinem Verlauf (also im Vorlauf und im Rücklauf) das Nicht-Auflösen von Bedeutungsambivalenz als Strategie erkennt. Die Logik der Metaphern leistet aber mehr, als beispielsweise die unscharfe *fuzzy logic* zu bieten hat. Ihre besondere bezeichnende Eindeutigkeit ergibt sich nicht aus der Steigerung von konservativer Freiheit zur Entscheidung nach A oder B sondern aus der Steigerung von kreativer Freiheit nach C in der Kombination aus A und B.

Und eben diese kreative Freiheit der Unwägbarkeit ist es, auf die sich die zeitgemäße Theorie einlassen muss und für die sie Dialog-, Diskurs- und Darstellungsformen bereitzustellen hat. Die Metapher spielt hierbei selbstredend nur die Rolle eines Operativs unter vielen. Wenn sie aber als solches Klarheit in das Verhältnis zwischen ehemals Wertlosem und nun Wertvollem bringen soll wie auch in das zwischen ehemals Wertvollem und nun Wertlosem und deren Interferenz, dann muss das Theorie-nest der Metapher eine „Recyclingtheorie“ sein. Das kulturwissenschaftliche Analyseinstrument kann es sich nicht mehr leisten, seine Erklärungskompetenz auf die Bewegung zwischen den Polen der Differenz zu beschränken. Dann verharrte es auf dem momentanen Stand des kriti-

schen Potenzials, das allerdings immerhin schon in der Lage ist, die Digitalisierung in ihrer Zustandsfixiertheit und vollkommenen Selbstreferenz als mediale Ignoranz durch Simulation zu begreifen. Die Bewegung zwischen den Differenzen aber ist die Domäne der *Overclocker*, der Überaktiver. Ihre Ideologie ist das Maximum als Optimum, sie sind die Beschleuniger und evolutionären Triebkräfte, sie vertrauen auf die Zinsen. Sie sind die immanent Modernen, die Finalisten, die sich angezogen fühlen von der Vorstellung der Spitze, des Endgültigen, des Absoluten. Als ignorant erscheint dieses Begehren und Artikulieren insofern, als es beispielsweise in seiner intellektuellen und akademischen Reflexion durch Medientheorie die analogen Prämissen der digitalisierten Kultur der Thematisierung entzieht. In Verückung über die Rehabilitation der Technologik als universalistischer Vervollendung epistemischer Projekte wird die analoge Grundlage der Schaltungen, die müllproduzierende Praxis der Stromerzeugung, verschwiegen.

Ebenso mystifiziert wird die Simulation von Fremdreferenz als Wandlung im *Interface*. Die Disziplinierung unserer Praxis durch die apparative Kopplung von *Interface* und *Surface*, von Eingabegerät und Anzeigegerät negiert das Analoge und zwar auf der Ebene des Anschlusses der kulturellen Praxis an sich selbst. Die eigentümliche Spannung (der Metapher) im Dreischritt wird durch den Kurzschluss von Symbolen abgetötet. Auch wenn es einem oft genug so vorkommen mag: *Betriebssysteme arbeiten nichtmetaphorisch*. Sie werden immer noch konfiguriert und nicht inspiriert. Gerade die Oberflächen und *Interfaces* unserer Computer-Arbeitsumgebungen verdeutlichen den Unterschied zwischen dem Metaphorischen und dem Simulatorischen. Wenn und insofern wir dazu gezwungen sind, auf unserem Schreibtisch in Fenstern zu arbeiten, mit Ordnern und Menüs, wenn unsere Sensorik und Motorik eine des Tastens ist, dann tut sich im Bezug darauf nicht etwa eine semiotische Spannung auf, die das kleine gelbe *Icon* kreativ mit den guten alten Leitzprodukten verbindet. Dann haben wir es im Gegenteil mit algorithmisierten parasitären Zeichenoperationen zu tun, die ihre Physikalität und Materialität verstecken, um dem *User* die Projektion der eigenen Metaphorologie abzurufen. Die Phänomenalität des digitalen Universums ist überhaupt nur über die Auswüchse eines auf und aus sich selbst bezogenen symbolischen Zusammenhangs erreichbar, alles andere (bspw. das Vordringen auf die Ebene des Maschinen- oder *Bytecodes*, die Installation, Manipulation oder Reparatur von Hard- und Software, das Entfernen von Viren und die Sicherung von Netzwerkverbindungen) wird dem *User* zusehends erschwert oder verboten.

Dass die Maschinen diese Form von digitaler Ignoranz implementiert haben, ist etwas, an das man sich gewöhnen und das auf der anderen Seite auch kreativ genutzt werden kann. Vilém Flusser hat betont, dass gerade die Nulldimensionalität des Technoimaginären uns in einen Zustand der Ermöglichung versetzt, der die Form der Einbildungskraft nachhaltig

beeinflusst, weil er die visionäre Erschaffung von Vorstellung gestattet. Und in diesem Hinausgehen über die Reproduktion der Repräsentationen muss das kulturwissenschaftliche Analyseinstrument die Ebene zwischen den Differenzen übersteigen. Hier ist zuvorderst „Metaphernkritik“ gefragt. Denn das, was gegenwärtig als Recycling kurrent ist, verweist auf einen parasitären und anmaßenden Metapherngebrauch einer digitalen Ignoranz. In den Turboladern und dualen Systemen wird der Kreislauf nur dadurch erreicht, dass die Materialität zum Koeffizienten der Produkt- und Warenform degradiert ist. Der faktische Spiralverlauf der Energie- und Materiebilanz, der nach wie vor gültige zweite Hauptsatz der Thermodynamik, der Verlust, mit anderen Worten, wird nicht geleugnet, aber totgeschwiegen dadurch, dass die Betonung ausschließlich auf den erreichten Wirkungsgraden und Erfolgen liegt. Und die sind allerdings sowohl im Kyoto-Protokoll als auch in der Abfallstatistik graduell und damit selbstbezüglich konzipiert.

Die Fiktion des Kreislaufs kommt also zustande, indem die „Signifikanz-Faschisten“ entropische Prozesse auf den symbolischen Kurzschluss projizieren, indem aus alten Joghurtbechern neue andere Dinge werden, indem das gleiche Material wieder gewinnbringend gebraucht werden kann. Die Wiederverwertung von Müll, die Neubewertung von wertlos Gewordenem ist immer eine unvollständige, fährt immer eine negative Bilanz. Das ist nicht weiter tragisch, gleichwohl führt es immer noch ins moderne Phantasma der kalten Fusion. Tragischer ist, dass die Müll-Demagogen uns die innovativen Entsorgungspraxen im Namen der Ökologie verkaufen, dass Partikularinteressen aus Abfallverwaltung und Abfallwirtschaft den Müll zum Medium einer symbolischen kulturellen Praxis machen, die in ihrer digitalen Grundlage totalitär ist. Das aktive Tool, das die Metaphernkritik im Visier hat, ist die Kennzeichnungspflicht mit ihrer Perversion als Etikettenschwindel und Zertifizierungsfeitsch. Dem Be- und Auszeichnen als kultureller Praxis der Prävention wird zwar mancherorts der Status des Herstellens von Transparenz zugewiesen: jeder kann und soll wissen, was wo drin ist, und was es kostet. Und mittlerweile kann und soll auch jeder wissen können, wo es herkommt und wo es hinzugehen hat. Die flächendeckende Dopplung der kulturellen Praxen von Produktion und Konsum durch ihre begleitende, instruierende und informierende Bezeichnungspraxis birgt aber in dem Maße Intransparenz, indem die Lebensmittel- und Abfallskandale die Etikettenprävention unterminieren. Da ist die Verwunderung dann groß, wenn sich die garantierte und ausgezeichnete Qualität des Produkts als Chimäre entpuppt, wenn mit dem Siegel des blauen Engels die wertvollen Recycling-Materialien einfach gewinnbringender verklappt, verbrannt oder ins Ausland entsorgt werden. Da entfachen sich Geschrei und Paranoia, die Sicherheit wird angegriffen und versucht verzweifelt, sich zu rehabilitieren – durch eine noch flächendeckendere Strukturierung von Potentialitäten. Die Prävention als generalisierende Entmündigung

arbeitet digital, indem natürlich die Herstellung von Wurst aus Fleischabfällen und in Eigendarm eine ähnlich akzeptierte Verwertungspraxis bleibt, wie der Eintopf und die Pizza.

Zur Neuware kann das Verwertete allerdings erst nach seiner Einführung in das generalisierte Bezeichnungsuniversum und die hier herrschenden symbolischen Differenzen werden. Das Ungebrauchte ist ja gerade wegen seiner Sicherheiten und Versicherungen so begehrenswert. Das Digitale führt in diesen Prozessen (Produktlebenszyklen) zur Abtrennung des Neuen von seiner Müllproduktionspraxis, zum *Neglect* der Gemachtheit, zur Stilisierung des Standards und zur Ausschaltung von Risiken. Diese Form von Ökonomie ist im Scheitern begriffen, und ein kulturwissenschaftliches Analyseinstrument mit zeitgemäßer kritischer Kompetenz muss dieses Scheitern beobachten und in einer visionären und kreativen Wendung Denk- und Handlungsalternativen aufzeigen.

Die theoretischen und empirischen Konsequenzen solcher kulturwissenschaftlicher Müllmetaphorisierung übersteigen den Rahmen eines Essays natürlich bei weitem. Der Pragmatismus, der aus der hier vorgestellten Analyse des Recyclings von Kulturschutt vorgestellt werden kann, muss also ein prägnanter und programmatischer sein. Und er kann sich nicht mehr darauf berufen, vor seinem Inkrafttreten theoretisch universell begründet zu sein. Er muss damit beginnen, die theoretische Fundierung als eine kulturelle Praxis zu begreifen, deren Form sich durch die Selektivität von Beobachtern ergibt und die nur in den Zeitfenstern individueller Praxen operativ ist, in denen das Können das Müssen, das Sollen und das Wollen auf Distanz zu halten versucht. Inhaltlich gesehen muss dieser Pragmatismus sich davon verabschieden, diese Distanz in der optimalen und saubersten Modellierung zu suchen, im „abgesicherten Modus“. Hier wird schnell Stabilität behauptet und Unbeweglichkeit gemeint. Die Simulation als Paradigma der Theorie in der Erklärung und Bearbeitung von Fremdbezügen durch Selbstbezüge ist in der Autologie auf ihren paradoxen Eigenwert gestoßen. Ihr optimistischer und optimierender Charakter der Betonung der Freiheit des Könnens vor dem Zwang des Wollens, Sollens und Müssens als letzter Aufklärungsvirus hat auf allen Ebenen der kulturellen Entwicklung einen spezifischen Müll produziert, mit dem wir jetzt umgehen. Die Ignoranz der Beschleunigung gegenüber anderen Temporalitäten hat durch Generalisierung und Digitalisierung die Distanz zu einer Behauptung verkommen lassen, die sich im Modus des Entziehens rechtfertigt. Um mit diesem Müll umgehen zu können, ist ein Pragmatismus notwendig, der sich entschert. Um diesen Pragmatismus vertreten zu können, ist eine Kritik nötig, die sich nicht auf ihre Modellhaftigkeit reduziert. Um diese Kritik zu entwickeln, ist die Müllvermeidung gegenüber der Müllverwertung zu rehabilitieren, die Metapher gegenüber der Simulation.

LITERATUR

- Baudrillard, Jean (1978): *Kool Killer. Oder der Aufstand der Zeichen*. Berlin: Merve.
- Bauman, Zygmunt (2003): *Flüchtige Moderne*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich; Giddens, Anthony; Lash, Scott (1997): *Reflexive Modernisierung. Eine Kontroverse*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Fayet, Roger (2003): *Reinigungen. Vom Abfall der Moderne zum Kompost der Nachmoderne*. Wien: Passagen.
- Grassmuck, Volker; Unverzagt, Christian (1991): *Das Müll-System. Eine metarealistische Bestandsaufnahme*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Krohn, Wolfgang; Küppers, Günter (1989): *Die Selbstorganisation der Wissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1984): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Münker, Stefan; Roesler, Alexander; Sandbothe, Mike (2003): *Medienphilosophie. Beiträge zur Klärung eines Begriffs*. Frankfurt/Main: Fischer.
- Schmidt, Siegfried J. (1998): *Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus, Empirie, Wissenschaft*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmidt, Siegfried J.; Zurstiege, Guido (2000): *Orientierung Kommunikationswissenschaft. Was sie kann, was sie will*. Reinbek: Rowohlt.
- Thompson, Michael (1981): *Die Theorie des Abfalls. Über die Schaffung und Vernichtung von Werten*. Stuttgart: Klett-Cotta.